

Elke Erb, Gedichtverdacht. roughbooks, Berlin 2019.

Eine Rezension zum jüngsten Lyrikband von Elke Erb zu veröffentlichen wäre sinnlos. Zum einen wären es zu ungleich verteilte Gewichte, eine junge Stimme mit gerade einem Lyrikband und eine bekannte, zu bekannte achtzigjährige Dichterin, jede Kritik wäre Anmaßung, jede Lobrede zu erwartende Panegyrik. Eine Rezension entsteht, das wurde bei dieser ersten Aufgabe auf einmal deutlich, aus ehrlicher Freude am Buch, die mitgeteilt, auf die aufmerksam gemacht wird, und, oder aus Interesse am Gestalten des Literaturbetriebs, dem möglichen Einfluss auf die späteren Texte des Autors aus einer ideologischen, literaturtheoretischen Positionierung heraus, einem lebendigen Austausch zwischen Zeitgenossen, die Rezension als intersubjektiv nachvollziehbare Leseerfahrung. Bei diesem Buch trifft keine der Motivationen zu, ich bin kein Fan von Elke Erb, bin weder begeistert noch mache ich mir Illusionen, dass meine Stimme etwas zählen, etwas ändern würde. Der Verdacht, dass die Aufgabe, eine Rezension auf dieses Buch zu schreiben, in Hinblick auf das Thema des nächsten Seminars, die Sekundärliteratur, den Namen der Autorin schon eine Lobrede voraussetzt, macht mich nervös, ich will keine Lobrede schreiben, wenn ich nicht begeistert bin, zu wenig – staune, und finde keine Motivation dafür, dass ausgerechnet ich, ausgerechnet jetzt, eine Rezension zu dem Buch verfassen soll. – Und damit beginnt sich das Verständnis von Rezension zu formulieren, durch den negativen Anlass ausgelöst, keine Rezension schreiben zu können, eine Frage nach der hierarchischen Beziehung zwischen Autor und Rezensent, nach den Voraussetzungen von Rezensionen. Der *Gedichtverdacht* ist eine in sich geschlossene Welt, in der jeder Text pedantisch genaue Datierung bis in die Uhrzeit hinein erfährt, in einen Lebenszeitstrahl integriert wird von einem Ich, das von seinen Träumen, Büchern, von seinem Schreiben berichtet, sie miteinander verwebt, immer wieder müde und schläfrig wird. Altmodische Klassiker (Freud, Trotzki, Hesse) rücken wieder ins Zentrum der Lektüren, das Buch enthält selber Rezensionen, Leseberichte, die auf einem *fortwährenden Glück* (68) basieren. Träume mit Pioniermärschen, russischen Dialogen („jadovita“ anstelle „jadovitna“, 14), ein Einblick in das *Amt in T.*, die *Erinnerung Ausland*, es scheinen Erinnerungen, Versatzstücke, Notizen zu sein, eine Verwertung von Übriggebliebenem und Erinnerungtem. Die *Reise nach Polen* löst die Frage aus, ob die aphoristische Feststellung *Man muß sich vor Augen halten: / Manche verlassen das Land ihrer Kindheit nie, / andere sehen es nie wieder./ 1975* einerseits für alle (post-)sowjetischen Staaten zutreffen würde, aber auch, was sich alles verändert hat in fünfzig Jahren, Arbeitsmigranten, Studenten, die zwischen den Ländern pendeln, doppelte Staatsbürgerschaften, offene Grenzen. Diese anachronischen Momente, tagebuchartige (und auch *Aus dem Tagebuch geholt*) kurze Texte von ruhigem, selbstbewussten Ton prägen das kleine quadratische Buch, etwa:

Berlin, den 20.10.12

Ich liege auf dem Rücken, der Mund aber

liegt auf den Zähnen.

Was ist da? Er.

Unter den Nasenlöchern

ist eine Spannung.

Rühre ich sie mit den Fingern an,

gähnt der Mund.

Denke ich, er gähnt, gähnt er auch.

Der Himmel im Mund heißt Gaumen.

An sich ist er rot. Sonst dunkel.

Hinter der Zungenwurzel

folgt der Schlund.

Ei, Lust –

plötzliche Lust an dem Wulst...)

– Eine Rezension wäre fehl am Platz, eine Kritik einer der letzten Textsammlungen Elke Erbs unangemessen. Das Buch präsentiert nichts, drängt sich nicht auf, braucht kein klares Konzept; es basiert auf einem etablierten Namen, lässt an akribischen Schreibprozessen teilhaben, reinschauen, bezeichnet sich mit leiser Selbstironie als *Gedichtverdacht*.

kurzer reflexiver Text zum Staunen

Nicola Gess, Staunen. Eine Poetik. Wallstein 2019.

Die Bereitschaft zu staunen wohl als Voraussetzung des Lesens, sowohl als begeisterte „Reaktion auf das Möglichwerden des (scheinbar) Unmöglichen“ als auch unangenehme Überraschung, als die sich ein Buch entpuppen kann. Der Rezensent zeigt, was ihn in großes und kleines Staunen versetzt, wie die „Effekte“, die „Technik“ funktionieren, wie der Text im Groben gemacht ist. Im Unterschied zur literaturwissenschaftlichen Analyse stellt er als These sein eigenes, bewertendes Urteil auf, das er für andere nachvollziehbar, übernehmbar macht. Das Wort Lobrede allerdings hat unangenehmen Beigeschmack. Verehrung wird am einfachsten auf Basis autobiographischer Recherchen konstruiert (anerkannter Autor, Publikationen, Preise, Verdienste, andere begeisterte Stimmen, persönliche Freundschaft, Fan Community), die keine intensive Auseinandersetzung mit dem Text haben muss, während eine Verwerfung Widerspruch, Gegenstimmen auslösen, zur Unbeliebtheit führen kann, wiederum als Text genauer gelesen und diskutiert wird. Die Lobrede entspringt ursprünglich klaren Dienst- und Machtverhältnissen, ist eine Form von Herrschaftsbestätigung, Mäzenatentum, Image Making, auch soziale Norm bei etablierten Anlässen, eine Frage von Manieren. Viel interessanter scheint eine textzentrierte Rezension zu sein, die soweit wie möglich die Autorschaft ignoriert, ein Staunen des Lesers über den Text wiedergibt –